

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 28.

Berlin, Sonnabend den 4. März

1848.

Frankreich.

Gedanken über das Volk. *)

Von Dan. Stern (Gräfin v. Agoult).

I.

Die Mode zieht die erhabensten Ideen des Jahrhunderts in ihr Reich, und ihr Einfluß reißt die Männer, welche die bewegenden Gedanken der Zeit aussprechen und erläutern, zu den unsinnigsten Uebertreibungen hin. Beredte Stimmen haben die Sorge der Mächtigen und Begüterten der Lage des niederen Volkes zugewendet. Man hat für die Rechte desselben Anerkennung und Achtung gefordert, man hat Mitgefühl für seine Noth erweckt und Mittel gesucht, ihm aufzuhelfen. Bis dahin ist man wahr und gerecht gewesen. Bald aber stellte sich unter den Vertheidigern der Volkssache ein Wettstreit und ein Ringen nach Popularität ein, und dies hat sie vom rechten Wege abgelenkt.

Die Einen, auf die Furcht der Reichen und den schlechten Geschmack der Menge spekulirend, schilderten, anstatt ein treues Bild der untersten Klassen zu entwerfen, Ungeheuer, moralische Mißgestalten, die unser Inneres empören und den Widerwillen, mit dem sich viele zartgeartete Naturen von der rohen Masse abwenden, noch vermehren müssen. Die Anderen, zu einer philanthropischen Poesie hinneigend, schrieben Bücher auf Bücher, die an Uebertreibungen den Ritterromanen gleichkamen, an denen sich unsere Väter ergötzen, um uns durch erfundene Beispiele zu beweisen, daß allein das Volk im Besitze aller Tugend sey und allein in ihm der Geist unserer Zeit gesucht werden müsse.

Es wäre überflüssig, hier den verwerflichen Irrthum derjenigen Schriftsteller zu bekämpfen, die das Ideal des Volkes in Blut und Noth gesucht haben. Ich bilde mir ein, daß keiner von meinen Lesern an die Mißgeburten dieser Leute glaubt; aber nützlich scheint mir, darauf hinzuweisen, wie sehr die Uebertreibungen der erwähnten kommunistischen Ritterromane vom geraden Wege abirren und der Sache schaden, die sie angeblich fördern sollen. Nichts, was über die Wahrheit hinausgeht, und wäre es mit der höchsten Beredsamkeit vorgetragen, macht einen nachhaltigen Eindruck. Nun ist es keinesweges wahr, daß die Armen allein tugendhaft sind, nicht einmal, daß sie es mehr sind, als die Reichen; diesen Satz vertheidigen hieße eine eben so falsche, als gefährliche Idee verbreiten. Es hieße behaupten, daß der moralische Sinn in umgekehrtem Verhältnisse zur Bildung steht, es hieße den Vorkämpfern des Fortschritts ihre beste Waffe aus den Händen schlagen. Denn eine solche Behauptung könnte viele Menschen auf den Gedanken bringen, daß es schädlich sey, die Lage des Volkes zu verbessern. Wenn es wahr wäre, daß die edelsten Tugenden im Schutt des Elends blühen, daß der Rechtsinn tiefer wurzle in einem rohen als in einem gebildeten Geiste, so könnte man der Noth des Volkes gegenüber die Hände in den Schoß legen, ja, man müßte die Veränderungen fürchten, die diese erhabene Sittlichkeit in Gefahr setzen würden. Aber zur Ehre der Menschheit zeigt uns die tägliche Erfahrung, daß das sittliche Gefühl sich in demselben Maße läutert und verfeinert, als der Geist sich bildet, daß die Entwicklung des moralischen Sinnes durch äußeren Wohlstand gefördert, durch äußeres Elend niedergehalten wird. Ein Weiser des Alterthums sagte: Keine Tugend kommt einem Sklaven zu. Sind aber die untersten Klassen des heutigen Volkes nicht noch im Zustande der Sklaverei? Ueber den Pflug oder den Webstuhl gebeugt, wie ein Lastthier mit Bürden beladen, schlaff vor Ermüdung, schlecht mit Nahrung, schlecht mit Kleidung versorgt, erniedrigt und sich niedrig achtend, das Elend erbend und vererbend, schleppt der Arme im Schweiß seines Angesichts sein Daseyn vorüber an des Lebens grünen Höhen durch den Schlamm. Und ein Solcher sollte vor allen anderen die edelsten Eigenschaften des menschlichen Geschlechtes besitzen?

Ein Dichter, der den Muth hätte, in die Tiefen der Gesellschaft hinabzusteigen und diese Hölle unserer Zeit zu durchwandeln, würde daraus zurückkommen, wie jener Florentiner, blaß vor Schauer und die Phantasie erfüllt mit unauslöschlichen Gesichten. Und verstände er es dann, in der einfachen und kräftigen Redeweise der Alten zu schildern, was er gesehen, so könnte diese

*) Wir brauchen wohl nicht erst zu bemerken, daß diese Gedanken niedergeschrieben und in der Ursprache gedruckt waren, bevor die letzten Ereignisse in Frankreich eingetreten. Aber nicht überflüssig scheint uns die Bemerkung, daß die Verfasserin, Frau Gräfin Agoult, eine Mitarbeiterin der Revue Indépendante ist und zu demjenigen Kreise von Schriftstellern gehört, deren Ideen jetzt in Frankreich die vorherrschenden sind. Eben so wie man in Louis Blanc's Darstellung der Revolution von 1789 sämtliche Formeln und Stichworte der neuesten Pariser Proclamationen bereits vorfinden kann, so werden vielleicht diese Gedanken über das Volk eine Erklärung zu manchen neu auftauchenden Gesetzgebungs- und Reformirungsplänen liefern.

„menschliche Komödie“ an Erhabenheit ihrer Schreckgebilde der „göttlichen Komödie“ wohl gleichkommen.

Was den Menschen vorzüglich gegen sein Geschick erbittert, ist nicht, daß er neben sich Macht und Reichthum sieht und diese Güter nicht erreichen kann; denn anzustarren und zu gehorchen liegt in seiner Natur und erniedrigt ihn weder, noch kostet es ihn Ueberwindung. Jene Erbitterung stammt vielmehr aus dem Mißverhältnis zwischen seinen geistigen Fähigkeiten und seinem Loose, aus der Unmöglichkeit, in der er sich so oft befindet, zu seinem und seiner Mitmenschen Besten die Kräfte ins Werk zu setzen, die er von der Natur empfangen hat. Nun aber ist in der Gesellschaft, wie man sie uns zugericht hat, eigentlich Niemanden freie Hand zur Uebung aller seiner Fähigkeiten gelassen, denn, wenn die Armen von der Noth niedergehalten werden, so leidet wiederum die Reichen ein solcher Geist der Verblendung, daß sie, obwohl scheinbar von allen Seiten begünstigt, meist ihren natürlichen Beruf verfehlen. Unsere Erziehungssysteme zwingen die Kinder, unsere Sitten die Frauen, unsere Borurtheile die Männer ein, und anstatt uns allein von der großen Nothwendigkeit bändigen zu lassen, die das Schicksal uns auf den Nacken legt, machen wir uns zu Sklaven von tausend selbstgeschaffenen, kleinlichen und widersinnigen Nothwendigkeiten.

O, wenn es doch anders wäre, wenn wir es verstünden, wie man, ohne auf eine chimärische Gleichheit auszugehen, das Reich der Gerechtigkeit unter den Menschen gründet, jener Gerechtigkeit, die einem Jeden so viel Wissen, Arbeit und Besitz zutheilt, als seinen Bedürfnissen angemessen ist. Ohne diese wesentliche Uebereinstimmung zwischen dem inneren und äußeren Leben, die ich fühle es, eines Tages zu ihrem Rechte kommen muß, werden alle Bemühungen der Volkserzieher und Staats-Ökonomen, alle Verbesserungen, die auf Herstellung der Gleichheit hinarbeiten, erfolglos bleiben und die freiesten Einrichtungen die Erwartung hinter sich lassen.

Das Wort Gleichheit ist in der Sprache der Politik zu zweideutig, es ist zu vielen Auslegungen unterworfen und bedarf zu vieler Erklärungen. Simple Geister verwechseln die Gleichheit gewöhnlich mit der Gleichförmigkeit und setzen sich auf diese Weise ein unsinniges Ideal in den Kopf. Die Menschen werden weder gleich an Kraft, noch an Schönheit, noch an Geist geboren, die Natur ist hierarchisch; aber sie hat in jeden Menschen ein Streben gelegt, seine Neigungen und Fähigkeiten mit einander in Einklang zu bringen, und dieses Streben würde ihn zum Glücke führen, wenn sich demselben nicht verderbliche Geseze entgegenstellten. Indem die Gesellschaft für die Einen künstliche Bedürfnisse schafft, ist sie gezwungen, den Anderen die Befriedigung rechtmäßiger Bedürfnisse zu versagen; indem sie durch die Ungleichheit des Unterrichts Privilegien gründet, durch welche die künstlichen Aristokratieen fort und fort aufrecht erhalten werden, verschmährt und unterdrückt sie die natürlichen Aristokratieen, die sich unter der Sonne der Freiheit zum entschiedenen Vortheil des Gemeinwohls entwickeln würden. Was auch die Spartaner der Schreibstube sagen mögen, das Glück der Menschen wird wenig dadurch gefördert, daß Alle dieselben Gerichte essen, sich in dieselben Stoffe kleiden und in gleich prächtigen Häusern wohnen. Nicht die Würde, noch der Reiz des Lebens werden um diesen Preis erkaufte; im Gegentheil, die Menschheit ginge vor langer Weile zu Grunde, wenn die Mannigfaltigkeit der Lebensweisen der Verschiedenheit der Charaktere und Bildungsstufen nicht entspräche. Solche gleiche Vertheilung der äußeren Lebensfreuden würde — wäre sie nicht schon die unausführbarste — auch eine kindische Schwärmerei der Philanthropen seyn.

Euer System ermangelt nicht der Erhabenheit; aber es hat einen gewissen Blutgeruch, der es mir verdächtig macht. Euer Ideal ist eine schöne Blüthe des Staatslebens; aber Schade, daß man sie nur erobert, wenn man seinen Pfeil auf seinen Nebenmenschen richtet.

Es giebt Leute, welche glauben oder vielmehr zu glauben vorgeben, daß die Reformatoren unserer Zeit, wenn sie mit Saint-Simon's einfachen und gewichtigen Worten „die Verbesserung des Schicksals der zahlreichsten und ärmsten Volksklasse“ verlangen, wollen, daß der Mann aus dem Volke in einer Karosse fahre, von feinem Porzellan esse und sich in werthvolle Stoffe kleide. „Wer“ — fragen diese klugen Leute dann — „wird uns Brod backen, Kleider nähen, oder das Land bestellen?“ — So aber ist die Weise der kleinen Geister, daß sie den großen Ideen lächerliche Uebertreibungen anhängen, um endlich durch einen Spott Recht zu haben.

Sind sie denn wirklich wahrhaftig, die Männer, die es nicht allein für möglich, sondern selbst für nothwendig halten, daß die Gesellschaft dem Arbeiter

Ein Norweger bei Victor Hugo.

(Nach der „Noest Rigosidende.“)

die Bedingungen sichere, durch die er vor Sorge und Krankheit geschützt wird, und ohne die sein Leben nichts ist, als ein langes, unnützes Märtyrertum, in welchem die Noth von heute den Mangel von morgen voraussetzt und ihn nicht beschwören kann? Sind sie von Sinnen, Jene, die verlangen, daß eine Nation, wie die französische, für die Alten und Schwachen ihrer Arbeiter-Armeen eine ehrenvolle Zufluchtsstätte gründe, nach dem Muster jenes prächtigen Asyls, das ein Wink des großen Königs eines Tages den invaliden Soldaten öffnete? Wäre denn so ganz unausführbar, was so viele edle Männer herbeiwünschen, daß man ein Erziehungs-System einführe, nach welchem einem Jeden der Weg zu jeder bürgerlichen Stellung eröffnet und in stufenweisen Prüfungen immer der fähigere Theil der Schüler zu den höheren Berufen auserlesen, der andere aber, für die weniger geistigen Beschäftigungen bestimmt, mit gewissen wissenschaftlichen Kenntnissen ausgestattet würde, die sich auf die gewählten Gewerbe bezögen?

Wenn z. B. der Landmann von dem Erdreich, das er bebaut, einen wissenschaftlichen Begriff hätte, wenn er das organische Leben der Pflanzen verstände, von denen er sich nährt, und sich Rechenschaft zu geben wüßte von den wunderbaren Erscheinungen des steten Wechsels in der Natur, in deren Mitte er blind und taub hinlebt, wenn ihn Bücher, die seiner Fassungskraft angemessen sind, über die Fortschritte des Landbaues unterrichteten, würde er nicht, frage ich, in seinen eigenen und in unseren Augen sich erheben und sein Leben, das heute auf die größten materiellen Interessen beschränkt ist, einen ganz neuen Reiz erhalten? Wie würden Friede und Behaglichkeit in seinem Hause gefördert werden, wenn die Hausfrau die Eigenschaften und die sparsame Benutzung der Gegenstände, mit denen sie arbeitet, besser kennen möchte, als jetzt, wenn sie gewisse diätetische Kenntnisse besäße, mit deren Hilfe sie Kinder und Gefinde vor den Krankheiten schützen könnte, die Mangel an Vorsicht und Unwissenheit so oft herbeiführen! Und wenn nach des Tages Mühen in der Mußestunde des Abends, deren Süßigkeit und Poesie dem Reichen und Unbeschäftigten unbekannt ist, ein Volkslied, im Chor gesungen, oder die Vorlesung eines ansprechenden Kapitels aus der Geschichte die Seelen der Versammelten zu einer gemeinsamen Erhebung stimmte und enger an einander knüpfte, kehreten dann nicht da, wo jetzt das Schweigen der Nutzlosigkeit herrscht, oder der Zanf, den die natürliche Gereiztheit der Bedürftigen hervorruft, würdige und reine Freuden ein, die den Glücklichsten unter uns mit Reiz erfüllen könnten?

Das Volk verlangt nicht, wie man behaupten möchte, in Ueberfluß und Müßiggang zu leben, es verlangt den Wohlstand nur als Lohn für seine Arbeit, und wenn sich jetzt auch bei ihm Trägheit, Lächerlichkeit und Mangel an Sorge für die Zukunft vorfinden — womit manche oberflächliche Beobachter seine traurige Lage erklären und rechtfertigen — so rührt dies daher, daß seine anstrengendste Arbeit ungenügend bleibt und unheilbaren Leiden nur eine vorübergehende, fast unmerkliche Besserung bringt. Was hilft, sich einen Tag besser zu befinden, dem, der ein ganzes Leben voll Leid vor sich sieht? Vielleicht macht der Arme diese Schlussfolgerung nicht, aber sicher treibt ihn sein Instinkt ins Wirthshaus: „Vergessenheit seines Kammers zu trinken.“

Ihr sagt: „das Volk ist ein dummes, oft wildes Thier!“ und denkt nicht daran, daß, indem ihr eure Gleichgültigkeit entschuldigen wollt, ihr euch noch schuldiger zeigt. Denn, was den Sohn des Volkes so würdig der Theilnahme macht, ist weniger das Leiden, das er als Mensch zu erdulden hat, als die Unmöglichkeit, in der er sich meist befindet, Mensch zu werden. Wie niederbeugend ist der Anblick dieser unzähligen Mengen, welche durch die Sünde einer eigennützigsten oder herzlosen Gesellschaft der Attribute der Menschheit beraubt sind, die sie, so gut als wir, mit auf die Welt gebracht haben. Zweifelt ihr, daß der Proletarier eine Seele habe, fähig, zu lieben und das Gute vom Bösen, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden? Wie geschah es also, daß er ein Thier blieb, und daß ihr vor seiner Berührung zurückschreckt? Fraget eure Gewissen und antwortet.

Wollt ihr dem Volke den Reiz des häuslichen Herdes schildern, fangt damit an, Holz auf den Herd zu legen; dann mögt ihr euch mit eurer Beredsamkeit ausbreiten. Wollt ihr ihm die Süßigkeit des Familienlebens rühmen, bringt Brod mit für die Kinder, daß ihr Geschrei euren Vortrag nicht unterbreche. Wollt ihr ihm endlich die gemüthlichen Freuden ausmalen, die das traute Leben im Hause vor dem wilden Leben der Schenken voraushat, so laßt vorher Glas in die Fensterecken setzen, damit der Winterwind nicht durch das Zimmer ziehe und das evangelische Wort auf euren Lippen erstarren mache.

Reinlichkeit ist eines von den ersten Zeichen jener Selbstachtung, die der Anfang und das Endziel guter Sitten ist. So lange das Volk nicht aus dem häuslichen Schmutze herausgerissen wird, in welchem es aus Unwissenheit verharrt, hofft ihr vergebens, es für die feineren Forderungen der Sittlichkeit empfänglich zu machen. So lange es seinen Körper nicht achtet, wird es nicht lernen, daß es seine Seele zu achten habe.

Luft und Wasser sind die von der Vorsehung überall dargereichten Mittel jener äußeren Reinlichkeit, die ein fast sicheres Anzeichen, gewissermaßen ein Vorläufer der Seelenreinheit ist. Laßt Luft und Wasser frei und reinlich in euren Städten zirkuliren und in alle Wohnungen eindringen, und erkant werdet ihr nach wenigen Jahren erkennen, daß ihr die Gemüther gesäubert habt, wo ihr nur die Atmosphäre zu säubern glaubtet.

(Schluß folgt.)

Victor Hugo gehört nicht mehr zu den größten Mode-Celebritäten in Paris; er lebt verhältnismäßig still und eingezogen, schreibt nicht viel, wenigstens nicht für die Tagespresse, versorgt nicht mehr die hungrige Legion von Theatern mit seinen kraftvollen Stücken, mischt sich fast gar nicht in die Tagespolitik und redet endlich nur wenig in der Pairskammer und immer nur dann, wenn es sich um einen Gegenstand handelt, welcher literarische, künstlerische oder allgemein menschliche Interessen berührt, wie z. B. als er zuletzt den berebten Vortrag zu Gunsten von Jerome Napoleon und seiner Wiederaufnahme in das Vaterland hielt. Aber obschon er so für den Augenblick in einer Art ehrenvoller Zurückgezogenheit lebt, ist er darum doch nicht vergessen oder minder angesehen; sein Name hat noch einen guten Klang und eine wichtige Bedeutung; man erinnert sich noch recht wohl, daß er der Anführer der jungen Phalanx war, welche das Banner der Romantik erhob und neue Lebenskraft und frische Waldesluft in die verkümmerten Salonräume der französischen Klassizität brachte. Wohl muß man gestehen, daß die von ihm gestiftete Schule nicht gehalten hat, was sie versprach, und durch ihre Extravaganzen bereits eine Reaction herbeiführte; wohl läßt sich nicht leugnen, daß Victor Hugo selbst oft in seinen poetischen Werken die Grenzen des Schönen überschritten und sich in ästhetische Paradoxien verirrt hat; aber man erkennt doch bei dem Allem an, daß er in der französischen Literaturgeschichte Epoche gemacht hat, daß sein Wirken, auch nur nach persönlichen Erfolgen gemessen, ansehnlich genug ist: indem er nämlich einzig und allein durch sein literarisches Wirken, und trotz aller Opposition, die er zu bewältigen hatte, Pair von Frankreich und Mitglied der nämlichen französischen Akademie geworden ist, welche als bestellter Hüter der Klassizität mit so großem Entsetzen und Indignation gegen sein erstes Auftreten protestirt hatte. Kommt nun hierzu noch die unwillkürliche Macht, welche das echte Genie selbst in seinen Verirrungen ausübt, und die aristokratische Hoheit, womit sich Victor Hugo frei von der herrschenden Speculations-Literatur hielt, so ist es erklärbar, wie das unfläte Pariser Publikum doch stets Interesse und eine Art Verehrung für ihn bewahren konnte.

Ich wollte das lärmende Paris nicht verlassen, ohne Victor Hugo gesehen zu haben, ließ mich deshalb kurz vor meiner Abreise bei ihm anmelden und wurde ersucht, mich eines Sonntags Abend acht Uhr bei ihm einzufinden.

Des Dichters Wohnung liegt an einer für seine poetische und in der Vergangenheit so gern verweilende Natur sehr geeigneten Stelle, wie sie in Paris kaum besser gefunden werden konnte, nämlich an der Place-Royale, einem Platz, der auch im Aeußeren einen historischen Charakter bewahrt hat. In einem regelmäßigigen Biereck wird derselbe von hohen, massiven, einander ganz gleichen Häusern umgeben, welche mit ihren rothen Ziegelsteinen und den hohen, spigen Schieferdächern einen starken Kontrast gegen die graugelben Kalksteinmassen bilden, aus welchen außerdem Paris besteht.

Es war ein kalter, aber klarer und mondloser Dezember-Abend, als ich aus den geräuschvollen modernen Quartieren am Palais-Royal durch ein rasches Kadriole auf den alten Platz verlegt wurde, wo mich die Luft einer dahingeschwundenen Zeit anwehte. Alles war hier öde und verlassen, rief aber eine eigenthümlich-schöne und festliche Stimmung in mir hervor: die dunkeln Häuser mit ihren hohen, thurmartigen Dächern, durch mannigfaltige Spitzen und Vorsprünge ausgezeichnet, zeichneten sich mit scharfen Umrissen in der bläulichen Mondbeleuchtung ab, die langen Fensterreihen bligten in den zitternden Strahlen, während breite Schatten von den Säulen der Bogengänge über das Steinpflaster fielen. Kein Mensch war auf dem ganzen Platz zu sehen, kein Laut ließ sich vernehmen außer dem einsörmigen Plätschern der Fontainen und dem heiseren Knarren einiger rostigen Wetterfahnen auf den Dächern. Sollte dies Paris sein? Befand ich mich wirklich mitten in der von Menschen wimmelnden Weltstadt und nicht vielmehr in einem der einsamen Schloßgärten von Fontainebleau? Denn die Ähnlichkeit damit war auffallend: es war dieselbe Architektur, dieselbe verlassene Stille. In besonderer Stimmung stieg ich die breiten Treppen von Nr. 5 hinan, wo Victor Hugo wohnt.

In einem in mittelalterlichem Geschmack verzierten Zimmer mußte ich eine Stunde warten; endlich öffneten sich die schweren Flügelthüren im Hintergrund, ein starker Lichtschein kam mir entgegen, und auf der Thürschwelle zeigte sich — ein modern gekleideter, wohlbeleibter Mann von mittlerer Größe mit einem rothen, vollen, lächelnden Gesicht; es war Victor Hugo. Ich folgte ruhig dem freundlichen Wirth in sein hell erleuchtetes Familienzimmer, wo das moderne Aussehen der anwesenden Bewohner wiederum den mittelalterlichen, burgartigen Eindruck, den auch die Ausschmückung dieses Zimmers zu beabsichtigen schien, zum Theil aufhob. Dunkle gewirkte Tapeten bekleideten die Wände, und schwere Vorhänge hingen von den Fenstern herab; einzelne große Gemälde, Jagdstücke und Stillleben in schweren Rahmen waren hier und da ohne Symmetrie angebracht; hohe, mit allerhand Schnörkeln versehene Stühle, antike Schränke und andere Möbel von Eben- oder Eichenholz, mit allerhand Sonderbarkeiten ausgestattet, mangelten nicht.

In einer Ecke des Zimmers war der jüngere Theil der Familie, einige junge Damen und Herren, um einen Tisch gruppiert und unterhielt sich mit dem Dominospiel; an einem anderen Tisch, der mit Journalen und Büchern bedeckt war, saß ein alter Mann mit frisiertem weißen Haar, von diplomatischem Aussehen, welcher, dem Anschein nach, mit dem Studium der Tagesbegebenheiten eifrig beschäftigt war. Endlich vor dem ungeheuren Kamin, worin

*) Verfasser dieses Artikels ist der verdienstvolle Archäolog, Professor A. Munch in Christiania.

ein gewaltiger Haufen großer Schelle stammte, hatte nun der Herr des Hauses in napoleonischer Stellung, die Hände auf dem Rücken, seinen Stand eingenommen. Während nun das Gespräch allmählig in Gang kam und sich natürlich um das ferne nordische Land drehte, von welchem der Gast gekommen war, um dem von Europa gefeierten Dichter seine Huldigung darzubringen, hatte ich Gelegenheit, seine Züge genauer zu studiren, um in ihnen wo möglich das schöne, feine, geistvolle Bild wiederzufinden, welches ich durch seine Portraits von ihm erhalten hatte, und das mir beim ersten Anblick des lebenden Originals gänzlich zerstört worden war. Es glückte mir auch wirklich, aus dem fetten, rothen Gesicht die Elemente zu jenem vormaligen Bilde herauszufinden.

„Sie sind also aus Norwegen“, wiederholte er zerspreut, nachdem wir schon lange von meinem nordischen Vaterland gesprochen hatten. „Nach Norwegen“ — und ein Lächeln, wie von einer dunkeln Erinnerung, überflog seine Züge — „nach Norwegen habe ich einmal die Scene einer meiner Jugendarbeiten verlegt. Haben Sie Han d'Islande gelesen? Es war eine glückliche Zeit, als ich ihn schrieb, eine Zeit voll Kampf und Noth, aber auch voll Hoffnung und Jugendkraft.“

Ich äußerte natürlich meine Bewunderung der mächtigen Phantasie und wilden Kraft, welche sich in Han d'Islande offenbart, erlaubte mir aber zugleich die Bemerkung, daß der Roman keine vorzügliche Kenntniß der Verhältnisse, Sitten und Gewohnheiten des Landes, wohin die Handlung verlegt sey, verleihe.

„Ich weiß es, ich weiß es wohl“, antwortete er lächelnd. „Damals war es mir nur darum zu thun, für meine Schöpfungen einen Schauplatz zu finden, der möglichst wild, unbekannt und romantisch wäre, und wo die Phantasie freien Spielraum hätte. Schreibe ich jetzt einen Roman, der in Ihrem Vaterlande spielte, so würde er wohl treuer, aber auch langweiliger werden.“

Indeß schien es gerade nicht — nach seinen übrigen Aeußerungen zu urtheilen — als ob seine Kenntniß unserer nordischen Länder seitdem bedeutend zugenommen hätte. Seine Begriffe von unseren politischen, socialen und literarischen Verhältnissen waren sehr verworren, und er vermengte norwegische, schwedische und dänische Sachen ganz ungenirt mit einander. Selbst die einfachste Topographie unseres Landes war ihm nicht klar; so glaubte er, es gäbe nur zwei Städte in Norwegen, nämlich Christiania und Dronheim, alles Uebrige war für ihn unbekanntes Berge und Wälder. Von literarischen Notabilitäten kannte er nur den Namen nach: zuerst und vor Allem Friederike Bremer, dann Tegner, Dehleschläger, Andersen und, was ihm noch zweifelhaft war, Heiberg. Wer von diesen zur dänischen oder schwedischen Literatur gehörte, damit war er nicht ganz im Reinen; von einer besonderen norwegischen aber schien er niemals haben reden hören. Die einzige Persönlichkeit bei uns, für die er sich recht lebhaft zu interessiren und die er wirklich zu kennen schien, war unser König, von dem er, seiner Erzählung zufolge, nach dem Regierungsantritt einen eigenhändigen Brief erhalten hatte.

„König Oskar“ sagte er, „ist einer der gebildetsten, erleuchtetsten und zeitgemäßesten Monarchen in Europa; er ist ein Ideal eines constitutionellen Königs; das Land ist glücklich, welches von einem solchen Menschenfreund regiert wird.“

Hierin gab ich ihm natürlich von Herzen Recht, suchte ihm dann bestmöglichst und in aller Kürze eine richtigere Idee von unseren heimischen Verhältnissen zu geben und fragte ihn zuletzt, ob wir uns nicht bei den so verbesserten Communicationsmitteln Hoffnung machen dürften, ihn eines Sommers in Norwegen, unter den grandiosen Naturscenen zu sehen, mit denen sich ohne Zweifel sein mächtiger Geist verwandt fühlen würde?

„Es möchte wohl heilsam seyn, sich nach der Corruption hier in Ihrer kräftigen Bergluft zu erfrischen“, antwortete er; „aber“ — setzte er mit einem leichten Achselzucken hinzu — „man wird alt und träge.“

Auf seine Frage, wie ich die Theater in Paris fände, äußerte ich unter Anderem mein Bedauern darüber, daß ich noch nicht so glücklich gewesen wäre, ein einziges seiner Stücke aufgeführt zu sehen, obwohl ich schon mehrere Monate in Paris wäre. Zu spät merkte ich, daß ich damit eine zarte Satire bei ihm angeschlagen hatte. Er erhob sein Haupt mit verwundetem Stolz, verließ seine ruhige Stellung am Kamin, ging schnell im Zimmer auf und nieder, und ließ nur abgebrochene Sätze hören, als: „Meine Stücke — dazu ist jetzt keine Zeit — es giebt ja Schauspielereien genug, wo man sich ohne ein so kostbares Ingredienz, als die Poesie ist, behelfen kann — überdies, wollen Sie Tragödien haben, so gehen Sie und sehen sich Ponsard an, diesen klassischen Schulknaben; ganz Paris schlägt ja Lärm über seine Agnes von Meranie — ich schreibe kaum noch für die Bühne.“

Er sagte sich indeß bald wieder, nahm seinen vorigen Stand ein und fing mit ruhiger Ironie über die jetzigen literarischen und dramatischen Verhältnisse in Paris sich zu äußern an. Leider wurde diese für mich interessante Unterhaltung durch Madame Hugo's Eintreten bald unterbrochen. Diese ziemlich corpulente Dame, mit deutlichen Spuren früherer großer Schönheit, hatte ein verdrüßliches und ärgerliches Aussehen. Ob noch die Geschichte mit Madame Biard unter den Edelkuten spukt, will ich ungesagt lassen, aber es ist nicht unwahrscheinlich. Die Frau ließ sich auf einen Lehnstuhl am Feuer nieder und wurde bald von einem Kreise junger und älterer Herren umgeben, die sich nach und nach einfanden. Das Gespräch wurde nun allgemein, für mich aber nicht weiter interessant, da es sich meist um gemeinsame Bekanntschaften u. s. w. drehte, die zu mir in keiner Beziehung standen. Sobald es anging, empfahl ich mich deshalb; Victor Hugo reichte mir beim Abschied herzlich die Hand und deutete mir an, indem er mir ins Vorzimmer folgte, daß sein Salon jeden Sonntag Abend geöffnet sey, und daß es ihm sehr lieb seyn würde, mich öfter darin zu sehen. Ich konnte hierauf nur bedauern, daß meine

durchaus bestimmte Abreise mich leider verhindern würde, von dem gütigen Anerbieten Gebrauch zu machen, daß ich ihn vermuthlich nicht mehr in Paris sehen würde, aber noch nicht die Hoffnung aufgeben wollte, ihn einmal in Norwegen zu sehen. Er schüttelte lächelnd den Kopf und mit den Worten: „Grüßen Sie Ihre Berge und die einfachen Zustände Ihrer Heimat; was mich betrifft, ich muß hier in dem falschen Getreibe bleiben“ — fiel die Thür hinter ihm zu, und ich sah ihn nicht wieder.

Rußland.

Sekten in Rußland.*)

Den Sekten in Rußland wird im Allgemeinen das Zeugniß gegeben, daß sie sich durch Sittenstrenge vortheilhaft auszeichnen. Viele der wohlhabendsten Kaufleute in Moskau, St. Petersburg und Wladimir gehören zu den Raskolniki, was der allgemeine Name für Sektirer ist. Man unterscheidet zwei Hauptklassen: die Popostschini und Bezpopostschini; erstere nehmen Priester von der Rationalkirche an, letztere weihen ihre Priester selbst oder behelfen sich ganz ohne solche.

Zu den Popostschini gehören folgende fünf Sekten:

- 1) Die Starobrodsi, Anhänger der alten Gebräuche; ihre ersten Kirchen wurden in Staradubosk und Betka gegründet.
- 2) Die Diakonostschini, nach ihrem Stifter, dem Diakonen Alexander, so genannt.
- 3) Die Perimazanoftschini; bei ihnen werden die neu eintretenden Mitglieder noch einmal mit dem heiligen Chrysmma gesalbt, sonst stimmen sie mit den Starobrodsi meist überein.
- 4) Die Epifanoftschini thun dasselbe, gestiftet von einem Mönch in Kiew.
- 5) Die Tschernaboltsi, welche keinen Eid leisten, auch nicht der Liturgie gemäß für den Kaiser beten wollen; sie lassen ihren Bart wachsen und glauben, das Ende der Welt sey nahe.

Zu den Bezpopostschini gehören zwölf Sekten:

- 1) Die Pomoryani, welche ihre Proselyten taufen und mönchische Sitten haben.
- 2) Die Theodosiani, von ähnlicher Richtung mit den eben genannten, aber strenger im Gegensatz gegen die herrschende Kirche.
- 3) Die Philipostschini, mit sehr strengem Fasten, wenig zahlreich.
- 4) Die Netovitschini, von sehr geringer geistiger Bildung.
- 5) Die Patushkoltoglasia, von einem Schäfer gestiftet.
- 6) Die Novajentzi, welche sich für den Ehestand erklären.
- 7) Die Samskrestschentsi, bei denen Jeder sich selbst tauft.
- 8) Die Tschuvstviniki, welche alle Sekten vereinigen wollen.
- 9) Die Ikonohortsi, welche die Bilder verwerfen.
- 10) Die Seleznevtzschini, mit Grundfägen aus dem Judenthum.
- 11) Die Duchovortzi (Geisteskämpfer), auch Molochani (Milchesser) genannt, weil sie in den Fasten Milch genießen,**) und Duchovnie Christiani (geistliche Christen), welche in manchen Vorstellungen mit den Quäkern in England übereinstimmen.
- 12) Die Martinisten, ziemlich ähnlich den Swedenborgianern.

Dazu kommen nun noch die Uniats, welche aus der griechischen zur römischen Kirche übergegangen sind und vornehmlich in den polnischen Provinzen sich zahlreich finden.

Außerdem giebt es wohl dreißig kleinere Sekten in Rußland, deren Ansichten und Gebräuche nicht recht erforscht worden sind. Die Sekten bekennen sich im Ganzen gleich der herrschenden Kirche zu dem Nizenischen Glauben, und oft betrifft der Gegensatz nur einzelne Punkte. Es hatte im Jahr 1654 eine Synode zu Moskau unter dem Patriarchen Nikon und dem Kaiser Alexius Michailowitsch mit fünf Metropolitens, fünf Erzbischofen, elf Archimandriten und 13 Priestern bestimmt, daß die alten liturgischen Bücher gemäß dem griechischen Original verbessert werden sollten. Hieron nahmen die Raskolniken Anstoß; sie blieben hartnäckig bei ihren slavischen Büchern, wie verfälscht sie auch seyn mochten. Immer sagten sie: „Unsere Väter haben nach diesen Büchern geglaubt und sind selig geworden; wir hoffen, durch denselben Glauben auch dahin zu kommen, wo sie jetzt sind.“ Eben so widersetzten sich die Raskolniken dem Gebrauch von neuen Bildern in der Kirche. Schon im funfzehnten Jahrhundert kommen übrigens russische Sektirer unter dem Namen Strigolniki vor. Die heutigen Raskolniken haben von den abgeschmackten Meinungen ihrer Vorfahren viel abgelegt, und oft zeigt sich neben der Vertheidigung alter Gebräuche doch auch eine schätzenswerthe Kenntniß der heiligen Schrift. Früher waren gedruckte Bibeln diesen Leuten ein Gräuelfest, jetzt trifft man oft dergleichen in ihren Hütten; auch die Uebersetzung des Neuen Testaments in das jezige Russische ist bei ihnen wohl aufgenommen worden. Die Verfolgungen, welche sie oft ausstehen mußten, haben sie in Ausprägung ihrer Ansichten vorsichtig gemacht; es ist ihnen verwehrt, etwas zu ihrer Vertheidigung drucken zu lassen, und die Nachrichten über sie fließen meist aus den Schriften ihrer Gegner. Manche verbergen ihre Ueberzeugung, sie lassen Niemand wissen, zu welcher Partei sie gehören, weil der Name Raskolnik so allgemein gefählig geworden ist. Meist haben sie sich nach dem Süden und an

*) Nach dem Werk: An analytical and comparative view of all religions now extant among mankind with their internal diversities of creed and profession, by Joshua Conder, author of the modern traveller etc.

**) Während der vier großen Fasten sind Fleisch, Butter und Milch verboten. Die Raskolniken genießen kein Fleisch von einem Thiere, das im Blute getödtet ist.

die Gränzen von Rußland geflüchtet, nach Polen, Kleinrußland und zu den donischen Kosaken. Verbannung, Gefängniß, Confiscation des Eigenthums haben sie oft getroffen; deßungeachtet giebt es ihrer noch fast in allen Provinzen.

Einige von den Sekten, welche unter dem allgemeinen Namen Rascolnisten begriffen sind, verwerfen zugleich die alte und die neue Liturgie, alte und neue Bilder; sie leiten aus dem Worte Gottes selbst ihren Glauben ab. Man hatte öfter sich vergebens bemüht, sie in die herrschende Kirche zurückzuführen; da erlaubte ihnen Katharina II. in einem Ukas, daß sie die geschriebenen alten gottesdienstlichen Bücher ferner brauchen dürften, und forderte sie auf, regelmäßig geweihte Priester aus der Mutterkirche anzunehmen. Viele gingen darauf ein, die Verfolgungen hörten auf, und danach findet man jetzt bei den Sektirern eigene Priester und Kirchen. Viele Sekten aber halten sich im Verborgenen, ohne von der Regierung beachtet zu werden.

Die Duchobortzi sind besonders zahlreich. Auf kaiserlichen Befehl sammelte sich eine Kolonie von ihnen aus allen Theilen des Reichs, 2500 Seelen stark, und ließ sich in acht Dörfern nieder am Flusse Molochnia und am Arowschen Meere. Sie zeichnen sich aus durch reinliche Kleidung, wohlgebaute Wohnhäuser, ehrbare Sitten und vorzüglich angebaute Felder. Man hatte ihre Grundzüge verdächtig gemacht, und der Militair-Gouverneur von Cherson wollte sie vertreiben. Sie wandten sich im Jahr 1816 selbst an den Kaiser Alexander, und dieser nahm sie in Schutz. Seit 1770 hatte ihre Zahl gerade während der Verfolgung immer zugenommen, und die auf Alexander's Befehl im Jahr 1802 gegründete Kolonie sollte sie nun sicher stellen. Der Kaiser erkennt in seinem Reskript an, sie haben Eifer für den Glauben, wenn auch ohne die rechte Einsicht und Bildung; ihre Zurückführung zur Kirche dürfte nicht durch Gewalt und Unterdrückung geschehen. Immer zeigen die Duchobortzi eine gewisse Zurückhaltung; ähnlich den Quäkern sprechen sie von einem inneren Licht, einer unmittelbaren Eingebung, verwerfen die äußere Taufe und das heilige Abendmahl. Sie wählen aus ihrer Mitte Älteste, und die ganze Gemeinde weiht sie durch Handauflegung und Gebet für ihr Amt ein. Sie brauchen beim Gottesdienst nur die Bibel nebst einer Erklärung derselben für den Hausgebrauch, dazu freie Gebete.

Die Molochni legen besonderen Werth auf den Liebesfuß. Bei der Begegnung verbeugt sich Jeder sehr tief gegen den Anderen, weil Jeder ein Tempel des heiligen Geistes sey und das Bild Gottes in der Seele trage. Manche wollen von keinem jüngsten Gericht etwas wissen und sagen, Christus sey schon wiedergekommen. Viele wollen das Wort Gottes in sich tragen mit Verwerfung der Bibel; auch sind viele Deisten unter ihnen. Der Mangel an Schulen und an ordentlichen Geistlichen macht sich sehr bemerkbar.

Einzelne Mitglieder der Sekten kommen wohl zu einer achtungswerthen geistlichen Thätigkeit, so daß sie auch sich aus der heiligen Schrift wohl zu verteidigen wissen. Einer von den Duchobortzi wurde von einem Archimandriten geprüft, da gab er seine Ansicht über die wahre Kirche folgendermaßen zu erkennen: „In ihr ist nur ein Hirte Jesus Christus, der sein Leben für seine Schafe gegeben hat; es ist eine Kirche heilig, apostolisch, geistig, unsichtbar, von der gesagt ist: wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen; da knüpft sich die Berehrung an keinen sinnlichen Gegenstand, da sind das die wahren Lehrer, die einen tugendhaften Wandel führen, da gehorcht man dem Worte Gottes mit dem Herzen, und jenes kömmt herab auf das Herz gleich dem Thau, und es geht aus demselben wieder hervor gleich einem Wasserquell im Gebirge.“

Es mögen die Sekten zusammen mehr als 2 Millionen Seelen enthalten; sie finden sich vornehmlich in den Handelsstädten und im Süden von Rußland. Das Wachsthum der Sekten wird durch das Verbot gehindert, welches einem Uebertritt von Mitgliedern der Landeskirche entgegensteht, auch dadurch, daß bei gemischten Ehen die Kinder immer als Mitglieder der Landeskirche gekauft werden.

Die Uniaten sind durch die Jesuiten vornehmlich zum Uebertritt in die römische Kirche bewogen worden. In den slavischen Ländern, besonders in Serbien, hat die römische Kirche sehr viele von der griechischen herübergezogen. Die Geistlichen von Kleinrußland waren durch eine strenge Verfügung des Patriarchen von Konstantinopel aufgebracht worden und gingen insgesamt im Jahre 1593 unter gewissen Bedingungen zur römischen Kirche über. In vielen Städten finden sich neben den griechischen Kirchen und Klöstern auch römische. Weil die Jesuiten eine so bedeutende Thätigkeit entwickelten, kam ein kaiserlicher Befehl heraus, daß nur Kinder der Römisch-Katholischen ihre Schulen besuchen dürften. Der griechische Erzbischof von Moskau, Philaretos, veröffentlichte eine vergleichende Uebersicht der griechisch-orthodoxen und der römischen Kirchen; in ihr sind manche Punkte sehr entsprechend der protestantischen Auffassungsweise.

Mannigfaltiges.

— Die Sonntagsfeier nach neufranzösischer Ansicht. Pierre Leroux, ein philosophischer Schriftsteller von großem Einflusse auf die jetzigen Zeitbewegungen in Frankreich, hat durch drei seiner Schüler Abhandlungen über die Sonntagsfeier aus sozialistischem Standpunkte schreiben und diese zusammen abdrucken lassen. Wie in der pythagoräischen Zahlenlehre und im Hegelschen System, so wird auch von Leroux überall eine Trias zum Grunde gelegt, und zwar unterscheidet er in der Kritik die sinnliche Wahrneh-

mung (sensation) von der Empfindung (sentiment) und der Erkenntniß (connaissance). Diese drei Kriterien, meint Leroux, obgleich niemals in einem und demselben Individuum harmonisch und vollständig vereinigt, führen doch zusammen erst zur Wahrheit. Es wird also, um letztere zu begründen, weder der Verstand allein, noch das Herz allein, noch endlich die Synthese von beiden allein ausreichen, sondern es bedarf dazu der Zusammenwirkung dreier verschieden organisirter Individualitäten. Nach dieser Theorie haben sich denn auch die Herren Gregoire Champseix, Aug. Desmoulins und Luc Desages vereinigt, um über die Sonntagsfeier ein Urtheil festzustellen, das in seiner Gesamtheit die Beibehaltung derselben für nothwendig erklärt. Der Sensualist, Herr Champseix, betrachtet den Sonntag, indem er den beseligenden Anblick schildert, den unsere Wohnungen, unsere Städte, unsere Gesilde an diesem Tage darbieten. Der Sonntag erscheint ihm als ein regelmäßig wiederkehrendes Einathmen der frischen Luft, als eine Rückkehr zu der mütterlichen Pflege der Natur. Auch meint er, daß die sieben tägige Woche ein in der menschlichen Tradition fest begründetes und nicht wieder zu vertilgendes Moment sey. Die Revolution von 1789 habe sich vergebens bemüht, die Dekade an die Stelle der Woche einzuführen; der Déca di habe keine Sympathie gefunden, da er dem Bedürfnisse der wöchentlichen Unterbrechung der Arbeit nicht entsprochen habe. — Herr Desmoulins, der Mann des Gefühls, weist nach, daß der Mensch geschaffen sey, um mit anderen Menschen zusammen zu leben, und daß der Sonntag nothwendig sey, um den Begriff der Gesellschaft zu verwirklichen. Die Religion lehre uns, uns zu vereinigen, und der Sonntag sey der Tag der Communion und der Verbrüderung (fraternité). Um die letztere wiederherzustellen oder zu befestigen, sey der Ruhetag eingesetzt, an dem wir in uns selbst zurückkehren und unsere Aufmerksamkeit auf unsere Beziehung zu Anderen richten sollen. Die ewigen Gesetze Gottes, zu welchen insbesondere das der Menschenliebe und Verbrüderung gehöre, sind es vor Allem, mit denen wir uns an diesem Tage vertraut zu machen haben. — Der Erkenntniß- (Verstandes-) Mensch endlich, Herr Desages, nennt den Sonntag den Tag der Gleichheit (also auch hier kehrt die Formel der Freiheit in der Naturanschauung, der Verbrüderung im Gefühlsleben und der Gleichheit in der reinen Verstandesauffassung zurück). Der Sonntag soll, nach Herrn Desages, dazu dienen, das Gleichgewicht zwischen unseren Fähigkeiten herzustellen. „Das Problem ist“, sagt er etwas dunkel, „vermittelt ein gewisses Gesetz der Association und der Communion unter den Menschen zu bewirken, daß jeder Mensch die in ihm vorherrschende Fähigkeit — in Industrie, Kunst oder Wissenschaft — so anwende, daß sie die Einheit in ihm selbst nicht aufhebe. Ein solcher Zustand der Einheit oder Harmonie der sinnlichen Wahrnehmung, des Gefühls und der Erkenntniß wird Gleichheit der Seele (égalité d'ame) genannt.“ Von Woche zu Woche sollen wir in dieser Seeleneinheit und Gleichheit uns vervollkommen, und daher ist auch aus Verstandesgründen der Sonntag unentbehrlich. — Dies ungefähr ist das Gerippe der neuen triadischen Theorie, die aber eben nur eine Theorie ist, wie alle anderen, und die religiöse Grundlage der Sonntagsfeier da, wo sie erschütterter ist, schwerlich zu ersetzen vermag.

— Börösmarty Mihály und Petöfy Sándor. Diese beiden hervorragenden Vertreter der modernen ungarischen Literatur haben begonnen, William Shakespeare's sämtliche Dramen ins Ungarische zu übersetzen, von welchem Unternehmen demnächst der erste Band ausgegeben wird. Rechnen wir besonders dazu, daß Börösmarty die englische Sprache wie die seines eigenen Landes kennt, dabei Philologe und Dichter ist — sein Uebersetzungstalent auch schon durch Lear, Coriolan, Jul. Cäsar und Richard III. beurkundete — so ist zu erwarten, daß dieser ungarische Shakespeare der deutschen Schlegel-Tieck'schen Ausgabe nahekommen werde. Uebrigens ist Shakespeare in einzelnen Dramen schon früher dem ungarischen Publikum durch Kazinezy, Döbrentei, Toth und Szemere bekannt, und schon seit Jahren auf dem Repertoire des ungarischen Nationaltheaters; endlich wurde eben im vorigen Jahr (1847) eine Gesamtausgabe in 24 Bänden — übersezt durch Fräulein Emilie Lemonton — beendet, und somit huldigt auch die ungarische Nation dem britischen Genius auf vielfache Weise.

Literarischer Anzeiger.

Durch alle Buchhandlungen zu haben:

Das Répertoire du théâtre français à Berlin

enthält die classischen Tragödien von **Racine**: Phèdre, Andromaque, Iphigénie, Esther, Britannicus, Athalie, Mithridate und die Comédies: Les Plaideurs. Von **Corneille**: Horace, Cinna, Cid, Rodogune, Polyucte. Von **Voltaire**: Mahomet, Zaire, Mérope. Von **Molière** die Comédies: Tartuffe, L'Avare, Malade imaginaire, Misanthrope, Bourgeois-gentilhomme, Dépit amoureux, Femmes savantes, Médecin malgré lui, Ecole des maris. Von **Beaumarchais** die Comédies: Barbier de Séville, Mariage de Figaro, Mère coupable. Ferner: Diogène, Drama par Pyat, Lucrèce, drame par Ponsard, La ciguë, par Augier, Antigone, par Sophocle. gr. 8. br. à 5-7½ Sgr.

Berlin, Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.